

Theater bringen Welten auf die Bühne. Gegenwelten. Meist existieren sie gefahrlos nebeneinander. Aber manchmal stehen sich diese Gegenwelten auch unversöhnlich gegenüber. In Berlin konnte man in den vergangenen Tagen miterleben, wie zwei radikal verschiedene Theaterwelten aufeinanderkrachten. An der neuen Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz präsentiere die junge, europaweit erfolgreiche Künstlerin Susanne Kennedy eine Neuaufgabe ihres installativen Theaters. Am neugeführten Berliner Ensemble zeigte der altbekannte Anklamer Theaterrevolutionär und ehemalige Volksbühnen-Chef Frank Castorf eine szenische Bearbeitung von Victor Hugos „Les Misérables“. Alt gegen Jung, transmediale Weltläufigkeit gegen lokalen Bühnenpatriotismus – so lauten dabei ungefähr die Schusslinien.

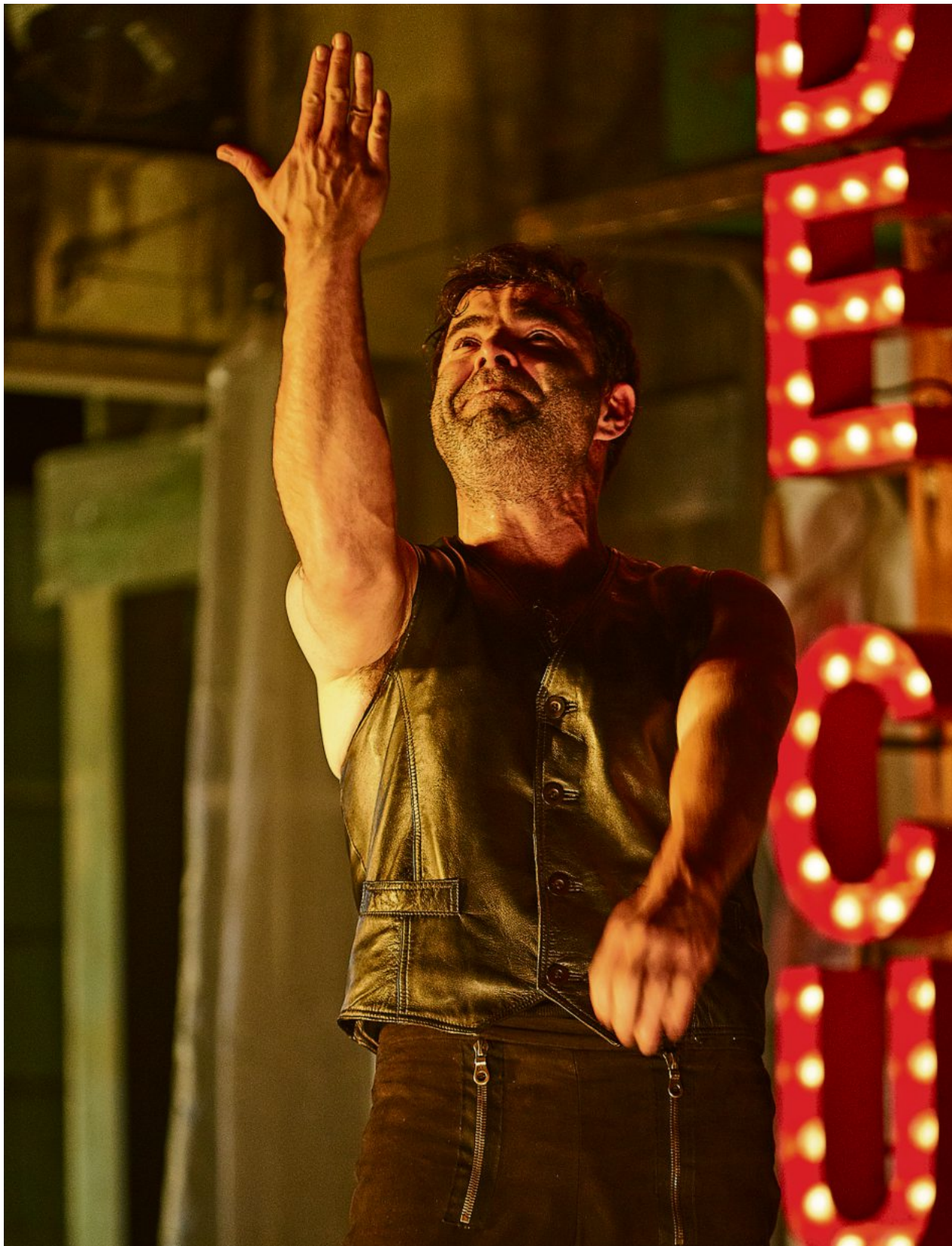
Die Sympathien in der Stadt sind klar verteilt – wenn auch nicht in klassischer Weise: Traditionalismus gilt im Moment mehr als selbstbehauptete Avantgarde. Selten wohnte einem neuen Anfang so wenig Zauber inne wie bei der Neueröffnung der Volksbühne unter Chris Dercon. Bisher ging fast alles schief, was schiefgehen konnte. Im Vorfeld gab es enormen Gegenwind, viel Kritik an Person und Programm des Intendanten, die Absagen von Künstlern häuften sich, und schließlich wurde das Haus sogar von sozialkritischen Aktivistinnen besetzt. Vor ein paar Wochen kam dann endlich die langersehnte Eröffnung – aber auch die war über weite Strecken ein peinliches Debakel. Der Druck am Haus wächst also. Am zweiten Premierenabend dieser Saison werden vor dem Haupteingang Flyer verteilt, auf denen verschwörerisch eine weitere „Maßnahme“ angekündigt wird. Drinnen aber ist die Stimmung aufgeschlossen und heiter. Noch. Denn bald schon werden die ersten Zuschauer das Theater entnervt verlassen und sich auf „Gegenmaßnahmen“ freuen.

Kennedys Abend steht unter der Überschrift „Women in Trouble“ und will Zeitkritisches zur Rolle der Frau zeigen. Das Ganze spielt auf einer permanent rotierenden Drehbühne, die verschiedene Räume oder besser: „Environments“ einer Schönheitsklinik zeigt. Belebt wird dieser kreisende Limbo von posthumanen Charakteren im Zustand „ausgesetzter Identität“, deren Gesichter unter einer Latex-Maske eingezwängt sind und deren Stimmen vom Band kommen. Stimmen, die wie ihre Gesten von fremder Hand antrainiert sind. Die Doppelgängerinnen berühren einander nicht.

Das ganze Setting durchzieht eine Atmosphäre von Kälte und Künstlichkeit: Auf Bildschirmen fliegen Meteoriten durcheinander, am Eingang einer MRT-Röhre blutet eine Replikantin aus dem Unterleib, im nächsten Raum steht ein „CrossFit-Trainer“, überall liegen Massagehandtücher und grüne Äpfel herum wie scharfe Waffen. Die Aura wirkt sauber-männlich wie in der Eingangshalle eines Scientology-Gebäudes, aber neben der Atmosphäre gibt es sonst nicht viel Interessantes zu sehen oder zu hören. Die Texte, von Laienstimmen eingesprochen, sind – laut Programmzettel – Zitate aus Filmen, Serien, Büchern und dem Internet und kreisen um Selbstoptimierung, Krankheit und Sexismus. Wenn wir so weitermachen, dann sind wir bald zu leblosen Kommentaren degeneriert, so die Botschaft. Unsere Träume sind in Gefahr, alles droht Fake und Oberfläche zu werden. Kennedy lässt ihre Puppenspieler minu-

Zwei Zwiespaltspiele

Berlins Theater im Wechsel: Frank Castorfs „Les Misérables“ und Susanne Kennedys „Women in Trouble“



Rauf oder runter, Hauptsache, das Elend kräftig umgerührt: Andreas Döhler hilft Victor Hugo.

Foto Matthias Horn

tenlang die Nebenwirkungen eines Krebsmedikaments vortragen, woraufhin die ersten Zuschauer mit Scheibenwerbewebungen den Saal verlassen.

Auch bei der Premiere am nächsten Abend ergreifen viele vorzeitig die Flucht. Allerdings dauert die Aufführung hier auch dreimal so lange: Siebeneinhalb Stunden, am Ende wartet man, wie im-

mer bei Castorf, nur noch darauf, dass es endlich vorbei ist. Aber der Anfang ist schön und berührend. Der alte Jürgen Holtz tritt auf und monologisiert ausführlich über das Pariser Kloakensystem. Sein zerfurchtes Greisengesicht verzieht sich, er spuckt und geifert, die Hände zittern vor Lust, wenn er von Eingeweiden und Stricken spricht, an denen die Reste von

Selbstmördern hängen. Schon in den ersten Minuten ist der Abend damit dort angekommen, wo er hinwill: im Dreck, in der Gosse, bei den „Elenden“. Castorf versteht Hugos 1862 veröffentlichten Sozialroman in das vorrevolutionäre Kuba und kombiniert ihn mit Passagen aus dem Havana-Roman „Drei traurige Tiger“ von Guillermo Cabrera Infante, der 1958 –

kurz vor Castors Machtübernahme – spielt. Collagenartig wird die Geschichte um den entlassenen Galeerensträfling Jean Valjean als Folie genutzt, um so handfest wie möglich von sozialer Ungerechtigkeit zu erzählen. Auch wenn „erzählen“ ein vielleicht zu großes Wort ist für das, was auf der Bühne passiert.

Immer wieder wird im ersten Teil des Abends durchaus ernsthaft dargestellt, gelingen großartige Schauspiel-Szenen. Wie Jean etwa, den Andreas Döhler mit einer Mischung aus schüchterner Freiheitssehnsucht und schwelender Aggressivität gegen die „Strukturen“ gibt, zum ersten Mal auftritt, wie er immer wieder neu ansetzt, um sich und seine Wut verständlich zu machen, wie er dann einem großzügigen Bischof begegnet, sich von ihm ungläubig staunend läutern lässt und schließlich doch wieder ins Elend zurückfällt – das ist eindrucksvoll anzuschauen. Auch Valery Tscheplanowa sieht man gebannt zu, wie sie spärlich bekleidet am Boden entlangrobbt, sich von den Männern demütigen lässt und um ihre Würde kämpft. Die drastische, wenig sensible Art der weiblichen Körperführung zeugt davon, dass sich hier einer von tagesaktuellen Debatten um Sexismus nicht verunsichern lässt. Überhaupt will der Abend möglichst oft „Trotzdem“ sagen: Es ist von „Rasse“ und „Negern“ die Rede (freilich aus dem Mund einer afrodeutschen Schauspielerin) und von „Hänsel und Gretel“ wird ohne Vorwarnung zu „all den anderen Vergastem“ gesprungen. Castorf lässt seine Schauspieler mit Worten wild Autoscooter fahren, fügt hier noch einen Exkurs zur Lot-Figur ein, lässt dort noch einmal Boethius und Heiner Müller zu Wort kommen. Witzwüste Wortspiele, zuckelnde Live-Videoübertragung, gebrochene Revolutionsromantik – „Was die Welt antreibt, sind keine Eisenbahnen, sondern Gedanken“ –, die traditionelle Castorf-Backmischung.

Im Gegensatz zu Kennedy kann man hier neben allem Stoff und Mitgeteiltem immerhin großartigen Schauspielern bei ihrem Verwandlungsspiel zusehen. Enttäuschend ist die sonst so großartige Stefanie Reinsperger: In ein rotes Ballkleid gezwängt, muss sie als Bubikopf-Furie schrill schreien und sich ins Leere verausgaben. Auch Wolfgang Michaels charginhaftes Antispiel als eifernder Gesetzeshüter Javert ermüdet. Ein früheres Ende hätte der Inszenierung gutgetan, aber sicher auch den sportlichen Ehrgeiz vieler Castorf-Jünger enttäuscht. Folglich präsentiert der Regisseur gnadenlos einen zweiten Teil, der die Verbliebenen wohl mürebemachen soll, damit sie sich für die Revolutionsbotschaft empfänglich zeigen. Allein Sina Martens, Patrick Guldenberg und Aljoscha Stadelmann haben als Hustenbonbonverkäufer noch einen komödiantischen Auftritt, dann versinkt alles in krampfhafter Pseudowildheit.

Zwei Theaterabende in Berlin, die unterschiedlicher kaum sein könnten. Der eine sieht interessant aus, gibt sich aber dramaturgisch keine Mühe, der andere will mit den alten Mitteln der gebrochenen Darstellung aufrütteln, lässt sich aber von der eigenen Lust an der Grenzüberschreitung zu leicht zufriedenstellen. Vielleicht zeigt sich in den beiden divergierenden Abenden die Verunsicherung des Theaters, das seiner Rolle als Ort der sinnstiftenden Erzählung, des Empfindens misstraut. Vielleicht zeugen sie auch vom reichhaltigen Angebot an aktuellen Theatersprachen. Eines machen Kennedy und Castorf aber in jedem Fall klar: Es fehlt ein weiterer Weg. Ein Sonderweg vielleicht. SIMON STRAUSS

Sua culpa

Das ist ein Satz, den man von seinem Architekten beim Einzug ins neue Haus nicht allzu häufig hören dürfte: „Alles, was nicht klappt, ist meine Schuld.“ In Leipzig wird man diese Worte Erick van Egeraats gern vernommen haben, denn wenn ein Bau schon mit acht Jahren Verspätung fertig wird wie jetzt das Paulinum, sollte wenigstens nichts mehr nachzubessern sein. Das Gebäude am zentralen Augustusplatz zwischen Opern- und Gewandhaus wird ja nicht nur gleichzeitig als Universitätskirche und Aula der Hochschule dienen, sondern auch noch in dritter Funktion als Konzertsaal. Und da kann man nach der feierlichen Eröffnung sagen, dass zumindest die Akustik einiges leistet: Man hörte den Telefonklingelton aus den hinteren Reihen in der Generalpause vor dem Miserere in Bruckners „Te Deum“ genauso grausam exakt wie die Auslösegeräusche der Handkamera aus den vorderen Reihen im andächtigen Schweigen nach Abschluss des Stücks. Oder die Synchronübersetzerin ins Englische aus ihrer doch eigentlich schallisolierten Kabine während der Rede des Architekten. Der für ein paar Jährchen der Verspätung mitverantwortlich ist, denn van Egeraat weigerte sich zuletzt beharrlich, den Bau als Urheber abzunehmen, nachdem man ihn als Architekten ausgebaut hatte. Jetzt durfte er sich vom Leipziger Oberbürgermeister Burkhardt Jung gratulieren lassen: „Gut, dass Sie sich durchgesetzt haben.“ Einige Gäste beim Festakt werden da mit den Zähnen geknirscht haben, aber so gut ist die Akustik denn doch wieder nicht. Bruckner allerdings hört sich hier perfekt an, genauso wie die große Orgel, auf der nun als erstes Stück Bachs Toccata in C-Dur, BWV 564, erklang – und zwar just von jener Stelle des Stücks an, bei der 1968 der damalige Universitätsorganist es hatte abbrechen müssen, weil man ihn mitten im Spiel aus der Kirche warf. Die wurde kurz danach auf Geheiß Walter Ulbrichts gesprengt, und nun, 49 Jahre später, knüpfte man mit der „unterbrochenen Toccata“ im Nachfolgebau an die Vorgängerkirche an und triumphierte so über die von Leipziger Universitätsrektorin Beate Schücking konstatierte „Arroganz der Macht“. Die hatte auch van Egeraat im Auge, als er sich in seinem Vortrag nicht dem angekündigten Thema „Erinnerungen für die Zukunft“, sondern vor allem seiner persönlichen Leidensgeschichte mit den Behörden während der Bauzeit widmete. Aber dann erklärte er sich zum Schluss eben doch für alleinverantwortlich. Hier schon mal die erste Mängelrüge: Jazz, wie er beim Festakt auch geboten wurde, klingt nicht gut im Paulinum. Aber das ist womöglich besser so, sonst müssten wir solche Samba-Variationen auf ein Bach-Thema noch häufiger ertragen. apl

Traditionspflege

Wolff-Preis für Elfenbein Verlag

Der mit 26000 Euro dotierte Kurt-Wolff-Preis geht 2018 an den Elfenbein Verlag, der seit zwei Jahrzehnten in schön gestalteten Büchern die Literatur der Gegenwart mit der Erinnerung an im Schatten liegende Traditionen der ästhetischen Moderne verbindet und dem deutschen Publikum zum ersten Mal den Romanzyklus „Ein Tanz zur Musik der Zeit“ von Anthony Powell zugänglich machte, wie die Jury ihre Wahl begründete. Den mit 5000 Euro dotierten Förderpreis erhält die Edition Ruperug, die angelsächsische und skandinavische Lyrik, Prosa und Essays in Übersetzung oder in zweisprachigen Ausgaben veröffentlicht und seit ihrem Standortwechsel von Schweden nach Berlin die deutsche Literaturszene ungemein bereicherte. Der Preis wird jährlich von der vor 17 Jahren gegründeten Kurt-Wolff-Stiftung vergeben. Unter den bisherigen Preisträgern sind Verlage wie Wallstein, Weidle, Schöffling, Peter Hammer und Wagenbach. Die Preisverleihung findet am 16. März auf der Leipziger Buchmesse statt. F.A.Z.

Hörbuch des Jahres

„Requiem für Ernst Jandl“ geehrt

„Requiem für Ernst Jandl“ ist zum Hörbuch des Jahres gewählt worden. Aus Texten von Friederike Mayröcker und der Musik von Lesch Schmidt habe das Hörbuch ein „einzigartig dichtes Gewebe aus Klang, Rhythmus und Sprache“ komponiert, hob die Jury der hr2-Hörbuchbestenliste hervor. Die Schriftstellerin und langjährige Partnerin Ernst Jandls spreche ihre Totenklage „als leidenschaftliche, aber unsentimentale Hymne auf eine große Liebe“ ins Mikrophon. Die Auszeichnung in Höhe von 3333 Euro wird am 6. März gemeinsam mit dem Deutschen Hörbuchpreis in Köln verliehen. Als Kinderhörbuch des Jahres wurde „Mach die Biege, Fliege!“ nach dem gleichnamigen Kinderbuch von Kai Pannen ausgezeichnet. Der Preis in Höhe von 10 000 wird anlässlich der Kinder-Hörgala am 28. Januar in Wiesbaden überreicht. F.A.Z.

Ein Gespräch mit der Kognitionspsychologin Rakefet Ackerman

Es geht um unsere Einstellung, nicht um die Technik

Wer am Bildschirm liest, kann Wissen schlechter verarbeiten. Lässt sich das ausgleichen?

Der Verlagsbranche zufolge wird mehr gelesen als je zuvor. Warum ist das nicht einfach eine gute Nachricht?

Der Umstand, dass Menschen etwas lesen, verrät uns sehr wenig über die Art, wie sie Informationen verarbeiten. Beim Online-Chatten zum Beispiel wird auch gelesen, aber das Lesen hat die Rolle sozialer Interaktion, wie ein Telefongespräch oder eine direkte Begegnung, und kann diese auch zum Teil ersetzen. Die Verarbeitung neuer Information spielt dabei keine große Rolle, anders als beim vertieften Lesen von Nachrichten, von wissenschaftlichen oder erzählenden Texten. Manche Untersuchungen legen nahe, dass häufiges Lesen in sozialen Zusammenhängen online – in Chats genauso wie von E-Mails – sogar mit schlechteren Ergebnissen verknüpft ist, wenn es um Online-Lernaufgaben geht.

Muss das Lesen auf digitalen Geräten grundsätzlich überdacht werden?

Das computerbasierte Lesen ist Teil unserer Lebenswirklichkeit und wird ganz sicher nicht weniger werden. Unsere Aufgabe als Forscher, Fachleute und Eltern ist es, einen Weg zu finden, Kindern beizubringen und Erwachsene darin zu trainieren, die Herausforderungen zu bewältigen, die das mit sich bringt.

Müssen wir in einer zunehmend digitalisierten Welt das Lesen anders lehren?

Jede computerbasierte Lernaufgabe, die wir entwickeln, sollte zur vertieften gedanklichen Auseinandersetzung auffordern statt zum reinen Erinnern. Es gibt vielversprechende Ansätze: Die Schüler könnten angeleitet werden, die neuen Informationen mit bereits bestehendem Wissen zu verknüpfen, indem man ihnen

herausfordernde Aufgaben stellt, die auf ihrem bisherigen Wissensstand aufbauen, statt sich nur auf die gerade vermittelte Information zu beziehen. Man könnte Schüler auffordern, selbst einzuschätzen, welche Bereiche des Gelernten sie besser und welche sie weniger gut beherrschen, um dann zu versuchen, ihren Kenntnisstand in den schwächeren Teilen zu verbessern. Man könnte vorschlagen, das neu gelernte Material zum einen unmittelbar nach dem Lernen, zum anderen mit einigem zeitlichen Abstand anzuwenden. Man könnte Aufgaben so viel wie möglich aus verschiedenen Materialzusammenhängen zusammenstellen, also nicht jedes Thema einzeln unterrichten, um dann zum nächsten überzugehen.

Müssten auch in der Hardware und Software Dinge verändert werden?

Unsere Forschung legt durchgängig nahe, dass die technischen Aspekte gegenüber den psychologischen, die zu Nachteilen der Bildschirmnutzung führen, zweitrangig sind. Bei gleicher Aufgabenstellung hat das Arbeiten unter Zeitdruck zum Beispiel zu einer Unterlegenheit des Bildschirms geführt, ohne Zeitvorgabe war das nicht das Fall. Das zeigt den psychologischen Aspekt des Problems. Das Arbeiten unter Zeitdruck ist in vielen Arbeits- und Lernzusammenhängen zentral. Insbesondere betonen diese Ergebnisse das Problem computerbasierter Zulassungs- und Eignungstests für die Arbeit oder das Studium.

Sie sprachen von vertieftem Lesen. Was ist das?

Ich sehe in vertieftem Lesen das Verarbeiten neuer Informationen oder Ideen, auch wenn der Gegenstand dem Leser schon gut bekannt ist. Es umfasst notwen-

digerweise die Aktivierung bereits bestehenden Wissens und seine Verknüpfung mit der neuen Information. Bei ausgeprägten Formen vertieften Lesens kommt noch das kritische Überdenken hinzu. Das Entstehen neuer Ideen wird begünstigt, sei es sofort oder später.

Was ginge mit der Fähigkeit zum vertieften Lesen verloren?

Eine wichtige Eigenschaft des Lesens im Vergleich zu anderen verbreiteten Formen der Kommunikation ist die Kontrolle des Tempos, mit dem die Information verarbeitet wird. Beim Lesen haben Menschen die Freiheit, vor und zurück zu gehen, je nach der eigenen Einschätzung ihrer Informationsaufnahme. Dies ist anders als beim Hören eines erzählten Texts oder beim Betrachten eines Videos, bei denen es eine Grundeinstellung des Informationsstempos gibt. Man braucht einen guten Grund, um in einem Video noch einmal zurückzugehen und zu überprüfen, ob man alle Aspekte verstanden hat. Dazu kommt, dass sie nicht noch einmal überfliegen können, was ihnen schon übertragen wurde, um sich einen Begriff oder eine Abkürzung in Erinnerung zu rufen, wie es beim Lesen geschieht.

Was heißt das für die kognitive Beanspruchung?

Zum Beispiel beim Vergleich von zwei verschiedenen Meinungen zu einem Thema, mit genauen Erklärungen der beiden Standpunkte: Wenn der Leser die Information liest, kann er die Punkte vergleichen, selbst wenn sie in unterschiedlicher Reihenfolge vorkommen, mit einer geringeren Gedächtnisleistung, als wenn die Information als Video oder Audio abgespielt würde. Ich fürchte, habe dafür allerdings keine empirischen Belege, dass dieser Un-

terschied die Menschen dazu bringt, sich bei Informationsströmen auf die Kernaussage zu konzentrieren, ohne sich eingehender mit versteckter Bedeutung, mit kritischem Hinterfragen, der Verknüpfung mit bereits bestehendem Wissen und anderen Informationsquellen zu befassen.

Jemand hat vertieftes Lesen kürzlich als Leseform bezeichnet, die immer schon nur für eine Elite möglich und wichtig war. Was würden Sie erwidern?

Das ist ein leichter Weg, sich der Herausforderung zu entziehen. Der Satz legt nahe, der Mehrheit der Bevölkerung die Gelegenheit zu Herausforderungen außerhalb ihrer Komfortzone zu versagen, einfach weil eine gewisse Fertigkeit im vertieften Lesen aufwendig und schwer erreichbar ist.



Rakefet Ackerman

Foto privat

Warum ist das vertiefte Lesen vor allem auf digitalen Geräten in Gefahr?

Unsere Untersuchungen legen nahe, dass die Menschen digitale Geräte mit oberflächlichem Lesen verbinden. Grundsätzlich sehen wir eine Unterlegenheit von Bildschirmen bei Lern- und Problemlöseergebnissen, bei der Selbsteinschätzung der Leistung und der Effektivität im Umgang mit Zeit. Interessanterweise ist das allerdings nicht durchgehend der Fall. In allen unseren Untersuchungen finden wir auch Bedingungen, unter denen sich die unterschiedlichen Lesemedien als gleichwertig erweisen.

Es kommt nicht so sehr auf das Medium an, sondern auf unsere Einstellung?

Unsere jüngste Untersuchung zeigt, dass es am Bildschirm ganz besonderer Aufgabenstellungen bedarf, damit Menschen effektive Problemlösung betreiben, während es auf Papier ihre grundsätzliche Vorgehensweise ist. Wenn eine Aufgabe zum Beispiel als das eigentliche Ziel und nicht als Training zur Vorbereitung auf eine andere Aufgabe vorgestellt wird, erreichen die Menschen am Bildschirm und auf Papier gleiche Werte. In einer früheren Studie konnten wir zeigen, dass die Aufgabe, beim Lesen den Inhalt eines Textes mit Stichwörtern zusammenzufassen, die gleiche Wirkung hat. Es gibt also ganz einfache Verfahren, um die Unterlegenheit des Bildschirmlesens auszugleichen. Allerdings stammen unsere Erkenntnisse aus Untersuchungen mit Studienanfängern im Labor. Sie sind also nur ein erster Schritt. Wir müssen die Bedingungen erforschen, wie solche Verbesserungen auch in alltäglichen Lebenssituationen möglich werden.

Das Gespräch führte Fridtjof Küchemann.